schreibt der „Temps“: Wir haben die deutschen Ansprüche, als diese uns ungerechtfertigt erschienen, bekämpft; aber wenn Deutschland in seinem Rechte ist, werden wir niemals seine Politik diskutieren. Wir waren die Ersten, welche in Algeciras die offene Tür, d. h. den freien wirtschaftlichen Wettbewerb verlangt haben. In diesem friedlichen Kampfe wird der Sieg dem Geschicktesten, Tätigsten und Kühnsten gehören. Man sagt uns, daß die Deutschen in Marokko sehr eifrig sind. Sie haben recht: wir unsererseits müssen aber den gleichen Eifer entfalten. — **Aus Tanger** wird telegraphiert, das diplomatische Korps werde nächste Woche auf Grund der abgeschlossenen Berichte der Subkommission über die Ausführung gewisser Bestimmungen der Akte von Algeciras beraten, namentlich die Einrichtungen gegen Waffenschmuggel und die bei Expropriierung im öffentlichen Interesse einzuhaltenden Vorschriften. Die Vertreter des Sultans werden an den Beratungen teilnehmen.

* **Angriff auf deutsche Missionare.** Nach einer Meldung der „Daily Mail“ aus Teheran wurde in Souchbulak (Aderbeidjan) ein deutscher Missionar ermordet, ein zweiter schwer verwundet.

* **Amerikanische Schiffahrts-Subventionen.** In einer gestern vom Präsidenten Roosevelt mit dem Sprecher des Repräsentantenhauses Cannon und dem Kongreßmitgliede Watson abgehaltenen Besprechung wurde vereinbart, sich zu bemühen, die Vorlage über die Subventionierung der Schiffahrtslinien zur Annahme zu bringen. Das Repräsentantenhaus wird sich voraussichtlich an den Abenden des letzten Teils dieser Woche mit diesem Gegenstande beschäftigen.

* **v. Mumm in Schanghai.** Gelegentlich der Durchreise des deutschen Botschafters in Tokio, Mumm v. Schwarzenstein, fand vorgestern abend ein Empfang deutscher Kaufleute im deutschen Konsulat statt. Der Botschafter stiftete dem neuen deutschen Klub ein Bild von Alt-Frankfurt.

* **Ausstand am La Plata.** Die Hafenarbeiter von Montevideo erklärten den Ausstand. Ihre Forderungen gehen auf Lohnerhöhung und neunstündige Arbeitszeit. Die Arbeiter beabsichtigen, eine Abordnung nach Buenos Aires zu senden, die ihre dortigen Berufsgenossen auffordern soll, die Ladearbeit für die nach Montevideo bestimmten Schiffe zu sperren.

Zeitungsschau.

Den heute morgen gebrachten Preßstimmen über die Thronrede fügen wir einige hinzu. So urteilt die „Köln. Zeitung“:

„Mit Befriedigung werden alle national gesinnten Kreise des deutschen Volkes die programmatischen Sätze dieser Thronrede durchwandern. Geben sie ihnen doch zunächst und vor allem die Gewißheit, daß die Regierung den Parteien die nationale Forderung, der sich die Mehrheit des alten Reichstages versagt hat, von neuem vorlegen, und daß sie auch jene wichtigen kolonialen Forderungen, deren Ablehnung sie sich schon vorher willenlos hatte gefallen lassen, im neuen Reichstag wieder einbringen wird. Gegen den zweiten Gegner des 13. Dezember, gegen die Sozialdemokratie, wendet sich der zweite Teil der Thronrede. Es wäre ein sicherer Fehlschuß, diese Partei anders denn als staatsverneinenden Faktor in die politische Rechnung der kommenden Wochen einzustellen; darum nimmt die Thronrede ihre Gegnerschaft gegen alle nationale Politik einfach als gegeben hin und stellt nur das erfreulichste Ergebnis des Wahlkampfes, die gewaltige Niederlage der Genossen, noch einmal fest. Auch hier aber setzt dann unseres Erachtens die Regierung Trumpf auf das glückliche Spiel, indem sie gerade im Zusammenhang mit dieser Niederlage den festen Willen kundgibt, in der Sozialpolitik keinen Stillstand eintreten zu lassen, sondern sie nachhaltig weiter zu fördern.“

Die „Kreuzzeitung“ schreibt:

„Die Thronrede charakterisiert die sozialdemokratische Bewegung in ihrer politischen Unfruchtbarkeit mit ruhigen, aber eindrucksvollen Worten. Der deutsche Arbeiter soll aber unter dem Kampf des Staates gegen die Partei, die sich als die wahre Vertreterin der Arbeiterinteressen bezeichnet, nicht leiden: das soziale Werk Wilhelms I. soll fortgesetzt werden in demselben Geiste. Hierzu können wir den Wunsch nicht unterdrücken, daß die verbündeten Regierungen und der Reichstag sich wieder zu den sozialen Grundsätzen der Botschaft Kaiser Wilhelms I. in ihrem ganzen Umfange bekennen möchten, daß man vor allem dem Reiche die Lasten der sozialen Fürsorge durch die dort vorgesehenen indirekten Steuern zu tragen ermögliche, und daß man die Uebergriffe des sozialdemokratischen Terrorismus in die persönliche Freiheit der Arbeiter durch Gesetze verhindere.“

Die „Frankf. Ztg.“ äußert sich u. a.:

„Nur ein Passus der Thronrede verdient eine besondere Betonung, die Versicherung, alle verfassungsmäßige Rechte und Befugnisse gewissenhaft zu achten. Das gilt wohl gleichermaßen denen, welche konstitutionelle Besorgnisse hegten, als den scharfmacherischen Kreisen. Als Betätigung zum ehrlichen, vollen Konstitutionalismus wäre diese Ausführung ganz besonders zu begrüßen, wenn nun auch künftig strikt danach gehandelt wird. Die Wahrung des Budgetrechts des Reichstags, die Vermeidung von allem, was man unter dem persönlichen Regiment versteht, die unbedingte Achtung aber auch aller Volksrechte, deren wichtigstes das bestehende Reichswahlrecht ist — das muß hierunter zusammengefaßt sein, und daß dies zu Beginn der Legislaturperiode ausgesprochen wird, mag eine Gewähr dafür bieten, daß der neue Reichstag nicht, wie im Wahlkampfe behauptet wurde, eine Aera der Reaktion, der Wahlverschlechterung und Unterdrückung der Reichstagsrechte, bringen wird, sondern umgekehrt den Anfang zu freieren politischen Auffassungen machen wird.“

Den Betrachtungen des „Hann. Cour.“ entnehmen wir folgenden Passus:

„Die Thronrede darf in allen nationalen Kreisen auf herzliche Zustimmung rechnen. Schon in ihrer äußeren Form unterscheidet sie sich in erfreulicher Weise von den meisten Aktenstücken dieser Art. Die Katalogisierung des bevorstehenden Arbeitspensums tritt vor den grundsätzlichen Auslassungen zurück. So erfahren wir denn allerdings wenig über einzelne Vorlagen, die man neben den Etatssachen im Reichstage erwarten darf (die Vorlage über die Berufsvereine, die Börsennovelle u. a. m.). Aber man wird dies um so eher verschmerzen, da der Wissensdurst nach dieser Richtung leicht durch Anfragen im Reichstage befriedigt werden kann.“

Dagegen steht die abfällige Beurteilung durch die „Hamb. Nachr.“:

„Der Eingang der Rede steht ungefähr auf dem Niveau gutgemeinter Volksversammlungsphraseologie, sonst aber ist kein Wort in der ganzen Thronrede zu finden, das irgendwelche Stellungnahme der Regierung zu den veränderten Verhältnissen, wie sie durch die Wahlen herbeigeführt worden sind, erkennen ließe. Im Gegenteil ist jede Anspielung darauf ängstlich vermieden. Die gelehrtesten Forscher des Zentrums werden in der Rede keinen Anlaß zum Aergernis finden und selbst die Sozialdemokratie kommt relativ gut weg.

Außerdem steht hinsichtlich der Arbeiterfrage die alte Verblendung bei der Regierung fort. Aus der Tatsache, daß die Dreimillionen-Partei auch diesmal einen weiteren Stimmenzuwachs erhalten hat, zieht die Thronrede nicht den Schluß, daß die Organisation und die Agitation der Sozialdemokratie gesetzlich lahm gelegt werden müsse, sondern lediglich den, daß der deutsche Arbeiter darunter nicht leiden dürfe. Ja, was glaubt denn die Regierung, aus welchen Leuten die 3 Millionen bestehen? Das sind doch in der Hauptsache eben die Arbeiter. Der sonstige Satz der Thronrede besagt mithin nichts anderes, als daß die Arbeiter unter ihrer eigenen Abstimmung nicht zu leiden haben dürfen. Das aber ist eine Auffassung und eine Politik, der wir nicht zu folgen vermögen.“

Zum Schlusse noch die Stimme der „Köln. Volksztg.“:

„Es entspricht nur dem Ausgangspunkte der hinter uns liegenden Wahlen und der durch sie geschaffenen politischen Lage, daß die Thronrede die kolonialen Fragen voranstellt. Die Wiederholung der inhaltleeren Phrase von „Ehr' und Gut der Nation“ hätte dabei allerdings füglich unterbleiben können. Wertvoller ist die Versicherung, daß der Kaiser alle verfassungsmäßigen Rechte und Befugnisse gewissenhaft zu achten gewillt sei. Diese Versicherung war um so nötiger, als sein verantwortlicher Ratgeber, der Reichskanzler, die ungeschmälerte Achtung vor den verfassungsmäßigen Rechten der Volksvertretung leider wiederholt, und zwar gerade bei welt- und kolonialpolitischen Veranlassungen, und ganz besonders bei Gelegenheit des letzten südwestafrikanischen Nachtragsetats, in bedenklichem Maße hat vermissen lassen. Wie weit das in Zukunft anders werden soll, bleibt abzuwarten. Es kommt dabei nicht lediglich auf den guten Willen an, den wir bei dem Kaiser selbstverständlich voraussetzen haben, sondern auch auf die richtige Auffassung.“

König Friedrich August in Leipzig.

Die Vormittagsstunden des heutigen Tages galten in erster Linie der

Besichtigung der Bahnhofsbauten bei Engelsdorf.

Um 8 Uhr früh verließ der König nebst Gefolge das Palais, um sich zum nahen Dresdener Bahnhofe zu begeben, wo der aus nur zwei Wagen bestehende königliche Sonderzug bereit stand. Vor Antritt der Fahrt wurde dem König im Fürstenzimmer des Bahnhofs durch Geh. Baurat Homilius von der Königlichen Generaldirektion der sächsischen Staatsbahnen ein durch eine Reihe von Plänen veranschaulichter Vortrag über die gesamten neuen Bahnanlagen gehalten. Im Gefolge des Königs befanden sich Finanzminister Dr. Rüger, Generaldirektor v. Kirchbach, Kreishauptmann Freiherr v. Welck, Amtshauptmann v. Rostitz-Wallwitz, Oberbürgermeister Dr. Tröndlin, Eisenbahndirektor Oberbaurat Weidner, Finanz- und Baurat Toller, Geh. Baurat Professor Dr. Ulbricht-Dresden, Geh. Baurat Homilius-Dresden, sowie vom persönlichen Gefolge Generaladjutant Generalleutnant v. Altrock, Hofmarschall Graf v. Rex, Flügeladjutant Major Gulig. Nachdem der König mit dem Gefolge den vom Maschineninspektor Teuscher geführten Hofzug bestiegen, wurde zunächst nach Haltepunkt Engelsdorf gefahren. In der Weichenstellerei II (Bahnbetriebsleiter-Bezirk) ließ sich der König die Weichenstellvorrichtungen erklären und begab sich sodann über die den Bahnkörper kreuzende Brücke zu den großen Engelsdorfer Reparaturwerkstätten, vor deren Eingang das Werkstättenpersonal aufgestellt war. Bahnhofsinspektor Täschner brachte hier ein Hoch auf den König aus. Eine neben der Halle für Wagenreparaturen haltende große, dreifach gekuppelte Schnellzugmaschine neuesten Typs erregte des Königs besonderes Interesse. Der weitere Weg führte nun zu der Wiegevorrichtung für Wagen und Lokomotiven, zu dem von Friedrich Krupp, Grusonwerk, Magdeburg-Buckau, gebauten, 5000 Kilogramm tragenden Kran, der ebenso wie die anderen Anlagen mit elektrischer Kraft betrieben wird. Im Speisesaal für das Beamtenpersonal nahm der König aus der Hand des Wirtes Eichapfel eine Erfrischung in Gestalt eines Glases Punsch entgegen. Am Ausgange des Werkstättenbahnhofs wurde dem König eine besondere Huldigung dargebracht durch die dort aufgestellte Gemeindevertretung, den Kirchen-, Schul- und Sparkassenvorstand, die Militärvereine und die Schuljugend von Engelsdorf. Nach einigen Worten der Begrüßung durch Kommerzienrat Gahr-Engelsdorf brachte Gemeindevorstand Mattheis ein Hoch auf den König aus, während die im Hintergrunde postierte Kapelle des 18. Ulanen-Regiments die Sachsenhymne intonierte. Der König schritt die Front der Militärvereine ab und erkundigte sich bei mehreren der alten Soldaten nach Namen und Stand. Hierauf wurde der Rundgang durch die Werkstättenanlage fortgesetzt und die hygienischen Einrichtungen für die Arbeiter (Wasch- und Trockenräume), die Hebevorrichtungen zum Reinigen der Wagen, die Schiebebühne, auf der die größten und längsten Wagen mittels elektrischen Antrieb fortbewegt werden können, usw. besichtigt. Inzwischen war es ½10 Uhr geworden, und der Zug stand wieder bereit, um den König über Stötteritz zum

Elektrizitätswerk der Staatseisenbahnen bei Connewitz

zu führen. Baurat Fabian empfing hier den König und geleitete ihn durch einen von jungen Tannenbäumchen umsäumten Weg zum Werk, wo zuerst die geweltige Kesselanlage besichtigt wurde. In einem anderen Raume waren die Pläne des Werkes ausgestellt, anhand deren Geh. Baurat Ulbricht dem König die Anlage erläuterte. Beim Verlassen des Werkes wurde noch das künstliche Einschlagen des Blitzes gezeigt, womit die Besichtigung ihr Ende erreichte. Bevor die Weiterfahrt fortgesetzt wurde, trat ein kleines Mädchen, die Tochter eines Bahnbeamten, auf den König zu und überreichte ihm einen mit grünweißer Schleife versehenen Strauß duftender Veilchen und Maiglöckchen. Der König nahm, sichtlich erfreut, die Blumen entgegen und begab sich zum bereitstehenden Zuge. Die Rückfahrt nach Leipzig erfolgte über die Leipzig-Hofer Verbindungsbahn, Stötteritz, Haltepunkt Schönefeld. Um 11 Uhr traf der König auf dem Dresdener Bahnhof wieder ein und begab sich zu Fuß zur Universität zum Anhören der angesetzten Vorlesungen.

In der Universität

wurde der König, der mit seinem Gefolge erschien, vom Rektor Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Curschmann und vom Universitätsrichter Oberjustizrat Dr. Melzer zunächst in das Professorenzimmer und dann in das Auditorium Nr. 16 geleitet, wo der Geh. Kirchenrat Prof. Dr. theol. et phil. Georg Heinrici über die Begriffsbestimmung des Glaubens im Alten und Neuen Testament sprach. Der König folgte den geistvollen Ausführungen des Redners mit größtem Interesse und sprach ihm seine Anerkennung aus. Die nächste Vorlesung fand im Chemischen Laboratorium, Brüderstraße 34, statt, wo der Geh. Hofrat Prof. Dr. Beckmann über „Die Anwendung der Spektralanalyse“ sprach. Auch dieser, naturgemäß mit reichen Demonstrationen und Experimenten verbundene Vortrag wurde von unserem Monarchen mit größtem Interesse verfolgt und mit Beifall ausgezeichnet.

Lokales und Vermischtes.

Wetterbericht
des kgl. sächs. meteor. Instituts zu Dresden.
Voraussage für den 21. Februar.

Stürmische westliche Winde, veränderliche Bewölkung, vorübergehend Niederschläge, Temperatur nicht erheblich geändert.

Wertvolle Briefe. Zu der Versteigerung älterer Autographen, die heute im Antiquariat von C. G. Börner in Leipzig ihren Anfang nahm, hatten sich zahlreiche Interessenten aus dem In- und Auslande eingefunden. So waren u. a. Dr. Lippmann vom königlich sächsischen Archiv in Dresden, Geheimrat Laubmann von der Hof- und Staatsbibliothek in München und Dr. Bück von der Stadtbibliothek in Wien anwesend. Es wurden sehr gute Preise erzielt. Leider gingen die besten Sachen in das Ausland, da ein Pariser Händler und ein Brüsseler Privatsammler die deutscherseits genannten Preise überboten. Den höchsten Preis erzielte ein in deutscher Sprache geschriebener, 1½ Folioseiten umfassender Brief Luthers aus dem Jahre 1525 an den Rat der Stadt Nürnberg gegen die Nachdrucker. Er erzielte einen Preis von 3150 ℳ. Ein zweiter lateinisch geschriebener Brief Luthers aus dem Jahre 1519 an den Erzbischof Justus Jonas, worin der Reformator sich gegen die Bauern wendet und sagt, sie müßten durch Hunger und Durst getötet werden, wo man es nicht durch das Schwert vermöge, erzielte 2200 ℳ. Ebensoviel wurden für einen 38 Zeilen langen Brief Luthers in deutscher Sprache an den Herzog Johann Friedrich den Großmütigen aus dem Jahre 1520 bezahlt. In diesem Jahre trat Luther der Bann des Papstes und er dankt in dem Briefe mit bewegten Worten dem Herzog, daß er trotzdem treu zu dem kühnen Mönche hielt. 1300 ℳ wurden für einen in italienischer Sprache an den Papst Clemens VII. von Augsburg aus 1530 geschriebenen eigenhändigen und mit Unterschrift versehenen Brief Kaiser Karl V. bezahlt, 1000 ℳ für einen Brief Ulrich von Huttens aus dem Jahre 1522, worin er erklärt: „Hutten wird früher (eher) sterben, als daß er in einer Zeit, wo Kurfürsten in Deutschland herrschen und die römischen Tyrannen es schrecklich ausplündern, müßig daheim und sein Leben in Ruhe hinbringen und Frieden halten könnte.“ Ein Brief Melanchthons vom Jahre 1542, 5 volle Seiten fol. an Titus Theoborus erreichte einen Preis von 1050 ℳ, ebensohoch wurde ein Brief Ulrich Zwinglis vom Jahre 1528 bewertet. Ein mit Rücksicht auf seinen Verfasser naturgemäß sehr hoher Preis wurde für einen Brief Goethes, den sog. „Schäferbriefe“ vom Jahre 1774, einen der ausführlichsten und bedeutendsten Briefe des jungen Goethe aus Frankfurter Zeit, bezahlt, nämlich 2800 ℳ. Andere Briefe Goethes erzielten dagegen nur 425, 465, 700 und 1030 ℳ, ein Brief Otto von Bismarcks, den er kurz vor Ausbruch des Krieges mit Oesterreich geschrieben, brachte 1000, die Originaldepesche, welche er an Kaiser Wilhelm 1878 richtete und in der er seinen Kaiser wenige Stunden nach dem Nobilingschen Attentate beglückwünschte, 620 ℳ.

Zum 50. Geburtstage Max Klingers übermittelte auch die hiesige Goethe-Gesellschaft dem Genannten einen Glückwunsch. Professor Klinger ist Mitglied des Vorstandes der Goethe-Gesellschaft.

* **Die in den Notendruckereien beschäftigten Lithographen und Drucker** nahmen in einer Versammlung den Bericht ihrer Tarifkommission über den Stand der eingeleiteten Tarifverhandlungen mit den Prinzipalen entgegen und stimmten dem nunmehr abgeschlossenen Tarif, wenn er auch nicht voll befriedigte, schließlich zu. Darnach wird bei neunstündiger Arbeitszeit bis zu drei Jahren nach der Lehrzeit ein Mindestwochenlohn von 20 bis 25 ℳ bezahlt, im übrigen unterliegt die Lohnfestsetzung aber der Vereinbarung. Der Tarif erhält Gültigkeit bis zum 31. Dezember 1908.

* **Arbeitseinstellung.** In der Speditionsfirma Rübiger & Co. haben wegen Arbeitsdifferenzen und Arbeiterentlassungen 12 Arbeiter die Arbeit eingestellt.

* **Pferdemusterung.** In den Tagen vom 1. bis 27. März soll im Bezirke der Amtshauptmannschaft Leipzig eine Pferdevormusterung durch den militärischen Kommissar Oberstleutnant z. D. v. Beschwitz stattfinden.

* **Schaufrisieren.** Der Leipziger Barbier- und Friseurgehilfen-Verein feierte am Sonntag im Theatersaale des Kristallpalastes sein 9. Stiftungsfest, verbunden mit einem Schau-Preisfrisieren. Nach Eröffnung der Festlichkeit durch einige Konzertstücke der Curtschen Kapelle, hielt der Vereinsvorsitzende Karl Gille eine Begrüßungsansprache. Dann nahm das Preisfrisieren seinen Anfang. Es beteiligten sich daran 20 Kollegen, die den vom Verein veranstalteten Winterkursus unter Leitung des Fachlehrers Ring mitgemacht hatten, sowie 6 Kollegen als perfekte Damenfriseure. Als Preisrichter fungierten die Herren W. Schneider, R. Beck und Cämmrich (i. F. B. Schulze). Da durchgängig vorzügliche Frisuren geliefert waren, hatten die Preisrichter eine schwere Arbeit. Es erhielten Ernst Richter den 1. Preis, Hugo Schulze den 2. Preis, Max Böhme den 3. Preis, Karl Reimann den 4. Preis, Arthur Kämmerer den 5. Preis, Guido Reuther den 6. Preis, Willy Müller den 7. Preis und der Kollege Majunke den 8. Preis. Den 1. und 3. Preis hatte die Barbier- und Friseur-Zwangsinnung gestiftet, ferner 4 Preise die Parfümeriefabrik von Jung & Co., den 7. Preis Schneidermeister Swoboda und den 8. Preis der Verein. Von den 6 perfekten Damenfrisseuren erhielten die Kollegen Franz Becker den 1. Preis und F. Jäger den 2. Preis, beide Preise als Ehrenpreise gestiftet von der Parfümeriefabrik Jung & Co. Die Kursusleiter F. Röder und R. Kupfer wurden durch ein Geschenk des Vereins für ihre aufopfernde Tätigkeit geehrt, ebenfalls der 1. Vorsitzende Karl Gille. Nachdem noch der stellvertretende Obermeister der Barbier- und Friseur-Zwangsinnung, K. Dörrer, sowie der Vorsitzende der Dresdner Friseurgehilfen, Klemm, den Verein gefeiert hatten, folgte ein flotter Ball, der bis in die frühesten Morgenstunden währte.

Deutsche den meisten Anteil am Aufbau der Vereinigten Staaten. Seit 1683 beginnt der Strom deutscher Einwanderung, deren Hauptziel Pennsylvanien war, das sich geradezu zu einem überseeischen Deutschland ausgestaltete. Deutsche Schmiede waren es, die in Pennsylvanien die Eisenindustrie schufen und die ersten Hüttenwerke anlegten; und deutsche Bauern führten dort den Pflug. In der Zeit des Bürgerkrieges war Pennsylvanien noch ein deutsches Land, Philadelphia, das aus dem alten „Germantown“ hervorgegangen war, eine deutsche Stadt. Philadelphia war ja auch die Wiege der amerikanischen Republik gewesen: dort wurde die Unabhängigkeit verkündet, dort schuf der deutsche General von Steuben, Amerikas Scharnhorst, die Heeresorganisation, die die Unabhängigkeit erkämpfte.

Und noch heute ist Pennsylvanien ein stark deutsches Land. Vor zwei Jahren noch konnte es bei einem Sensationsprozeß in Allentown vorkommen, daß — leider — die Angeklagten Stockdeutsche waren, obwohl geborene Amerikaner, desgleichen die Geschworenen; und als man sich anschickte, durch Dolmetscher zu verhandeln, ergab sich, daß auch alle Richter deutsch verstanden: und man verhandelte deutsch von Anfang bis zu Ende. In Philadelphia ist auch der Zentralsitz des großen über die ganzen Vereinigten Staaten verbreiteten „Nationalbundes“, der sich die Pflege und Kräftigung des Deutschtums in den Vereinigten Staaten zur Aufgabe stellt. An seiner Spitze steht der Ingenieur Dr. Heramer, ein geborener Amerikaner, der das Deutsche mit einer Klarheit und Schönheit meistert, wie nicht jeder in der deutschen Heimat.

Außer dem Nationalbund gibt es aber zwei deutsche Organisationen, die von größter Bedeutung für deutsches Geistesleben in den Vereinigten Staaten sind. Vor allem den weitverzweigten „Deutschamerikanischen Techniker-Verband“, der zu seinen Mitgliedern die Elite der deutschen Kopfarbeiter drüben zählt. Dieser Verband wurde 1889 begründet und zählt gegenwärtig ungefähr sechshundert Mitglieder, die ihre Vorbildung durchweg auf den ersten technischen Bildungsanstalten Deutschlands genossen haben. Unter ihnen ist mancher deutsche Diplomingenieur und Regierungsbaumeister; alle aber haben in sich jenes eigentümliche Etwas aufgenommen, das die engere deutsche Heimat nicht recht will aufkommen lassen, und das Amerika den Stempel aufgedrückt hat: den rücksichtslosen Wagemut. Der deutschamerikanische Technikerverband hält alljährlich, und zwar wandernd, seinen Verbandstag ab. Im letzten Herbst fand er in Baltimore statt, das aus dem furchtbaren Brande von 1904 neu erstanden ist: jenes selbe Baltimore, das lange Jahrzehnte hindurch der beliebte Landungshafen der deutschen Auswanderer war, und das der tatsächliche Hafen für Washington ist, zu dem größere Seeschiffe gar nicht gelangen können. In Baltimore landete ja 1832, im Todesjahre Goethes, auch unser Nikolaus Lenau, als er, europamüde, jenseits des Wassers das heißersehnte Ziel seines inneren Ringens zu finden hoffte. Beim letzten deutschen Technikertage in Baltimore war das Bild der Stadt Baltimore freilich grundverschieden von demjenigen zu Lenaus Zeiten: die kleine Stadt von 30 000 Einwohnern mit ihren Bretterhäuschen ist „zu“ einer Weltstadt von 600 000 geworden, und riesige Wolkenkratzer ragen in die Luft: zum großen Teil Werke deutschamerikanischer Ingenieurkunst. Der letzte große Verbandstag deutscher Ingenieure war wieder ein glatter Triumph deutscher Geistesarbeit.

Und nun haben sich auch die deutschen Schriftsteller Amerikas zu einem großen Verbande zusammengetan. Seitdem der Verfasser dieser Zeilen 1904 den deutschamerikanischen Dichterwettkampf, das Baltimorer „Blumenspiel“, nach dem Muster des Kölnischen ins Leben gerufen hatte, zu dem die gesamte deutschamerikanische Schriftstellerwelt, von der Statue der Liberty bis zum Goldenen Tore, vom Niagarafall bis zum Rio Grande, Beiträge einsandte, wurde der Wunsch rege, um die deutschamerikanischen Schriftsteller ein dauerndes Band zu schlingen. Diese Bestrebungen haben nun Erfolg gehabt. Als Ludwig Fulda im vorigen Jahre die Vereinigten Staaten besuchte, konnte er zur Tatsache des jungen Bundes geladen werden, der seinen Sitz in New York hat. Bezüglich des Zweckes sagen die Statuten u. a.: „Der Verband bezweckt die in den Vereinigten Staaten von Amerika lebenden deutschen Schriftsteller, Journalisten, Künstler und Literaturfreunde zu vereinigen und ihren Zusammenhang mit der alten Heimat dauernd aufrecht zu erhalten. Alles, was diesen Hauptzwecken dient, gehört zu den Zielen des Verbandes“, und man versucht „die Herstellung einer engeren Verbindung mit dem deutschen Geistesleben durch regelmäßige Berichte und Vorträge, durch Bezug von Literatur, die diesem Zwecke dient, und regen Schriftwechsel mit anderen deutschen Schriftsteller-Verbänden, sowie durch planmäßige Pflege der Beziehungen zu den deutschen Fakultäten und Vereinen der amerikanischen Universitäten.“ Die Notwendigkeit einer solchen Verbindung wird noch näher begründet durch folgende Ausführung: „Eine solche Verbindung ist heute ein zwingendes Gebot. Denn der deutschamerikanische Schriftsteller ist schließlich nur ein deutscher Schriftsteller in Amerika, ein wichtiger und verantwortungsvoller Vorposten der großen Literatur-Armee daheim. Daher sollte in Zukunft dem Austausch reichsdeutscher und deutschamerikanischer Blätter größere Aufmerksamkeit geschenkt werden. Während der deutsch-amerikanische Journalist und Schriftsteller die größeren reichsdeutschen Blätter liest, kennt sein reichsdeutscher Kollege selbst die wichtigeren deutsch-amerikanischen Blätter kaum dem Namen nach.“ Und dies ist wohl der fruchtbringendste Gedanke des kräftig aufstrebenden Verbandes. Wohl mag auch der Gedanke, die seit 1904 liegen gebliebenen Blumenspiele wieder aufzunehmen, dankenswert und nutzbringend sein, aber die Lebenskraft kann der deutsch-amerikanischen Literatur nur bleiben, wenn sie die Fühlung mit der Heimat behält.

An der Spitze des Verbandes stehen Namen, die in Deutsch-Amerika einen guten Klang haben: Louis Viereck, H. F. Urban, Herm. Alexander, der bekannte Herausgeber des New Yorker „Echo“. Im Frühjahr des kommenden Jahres 1906 soll ein „Allgemeiner deutscher Schriftstellertag“ nach New York einberufen und damit ein neues „Blumenspiel“ verbunden werden. Der deutsche Gesandte, Baron Speck von Sternburg, steht diesen Bestrebungen gleichfalls sympathisch gegenüber. Amerika liegt ja heute sozusagen vor den Toren Hamburgs und Bremens. Kommt der New Yorker Schriftstellertag zustande, so bietet sich der deutschen Schriftstellerwelt eine prächtige Gelegenheit, eine angenehme Spritzfahrt nach drüben zu machen. —

*

Weltverkehr.

Von Dr. Leo Zeitlin (Frankfurt a. M.).

Der Weltverkehr ist nun einmal entstanden, und wir müssen uns mit ihm abfinden. Von uns selbst hängt es ab, wozu er uns gereiche, zum Unheil oder zum Segen.“ So kluge Worte liest man selten in einer Zeit, der es scheinbar mehr behagt, in der Entwicklung des sozialen Lebens geheimnisvolle „treibende Kräfte“ am Werk zu sehen als menschliches Wollen. Diese Worte stehen am Schlusse von Albrecht Wirths frisch und fröhlich geschriebenem Essay: „Der Weltverkehr“, dem 6. Bande einer Sammlung sozialpsychologischer Monographien: Die Gesellschaft.*) Unter „sozialpsychologisch“ kann man sich freilich allerlei denken. Doch gerade deshalb — meine ich — wird man es mir nicht als kecke Ungebühr verargen, wenn ich mir diesen etwas dunklen Begriff für den Eigengebrauch zurechtbeuge. Und ich finde: in dieser sozialpsychologischen Monographie wird ein soziales Phänomen — der Weltverkehr — psychologisch betrachtet von einem, der das versteht.

Wirth selbst ist ein vielgereister Mann; er kennt sich gründlich aus auf unserer Erde. Und seine Fahrten haben ihn nicht nur dorthin geführt, wohin man dank der Mittel des modernen Weltverkehrs bequem gelangen kann, auch noch wenig zugängliche Gebiete hat er besucht. Gewiß: man braucht nicht durch Sibirien gefahren zu sein, um die Bedeutung einer Ueberlandbahn zu erkennen. Und auch wer nie auf einem Kamel und nie in einem Auto gesessen hat, wird vielleicht trotzdem über die Verschiedenheit dieser beiden Transportmittel einiges nicht ganz Törichte zu sagen wissen. Aber immerhin haben doch jene, die gut sehen können und ein Stück der bunten Welt zu sehen bekommen, vor denen viel voraus, die ihr lebelang an dem fatalen grünen Tische hocken müssen und höchstens ab und zu einen Blick durchs Fenster werfen können.

Denn diese werden schließlich doch nicht erkennen (und in dem bescheidenen Behagen der Stubenenge wahrscheinlich auch gar nicht erkennen wollen), was zwar auch Wirth nicht ausdrücklich sagt, was aber mit Notwendigkeit aus seinen Worten folgt. Der Weltverkehr schafft Weltkultur. Ich meine nämlich: Durch den raschen und regen Austausch von geistigen und materiellen Gütern und nicht zuletzt von Menschen untereinander weitet sich das eine Kultur hauptsächlich bestimmende Milieu. Die Etappenstationen dieses Entwicklungsweges heißen: lokale, territoriale, nationale und universelle Kultur. Darin liegt zum mindesten — Logik. Wir brauchen persönliche Kultur, wir brauchen Menschheitskultur; kulturelle Zwischenstufen haben wir nicht nötig. Höchstens erklärt man sich zu Konzessionen bereit. Dann hätten wir statt Weltkultur zu sagen: Westeuropäisch-nordamerikanische Kultur (Australien gehört freilich mit dazu und das englische Südafrika und Japan und — wenn man ein Auge zudrücken wollte — auch etliches von Südamerika und Osteuropa). All diese Gebiete macht der Weltverkehr zu einem einheitlichen; die Reise um die Welt in 40 Tagen ist vielleicht heute schon möglich, ganz bestimmt aber wird man in wenigen Jahren nicht mehr Zeit dazu brauchen. Und der Weltverkehr, der uns schon den Weltpostverein und Weltmaß und -Gewicht gebracht hat — auch England und Amerika werden sich schließlich zum metrischen System bekehren — und Ansätze zu internationalem Recht; er wird uns Weltgeld, Weltsprache, Weltrecht und — die Vereinigten Staaten der Erde bescheren.

„Von uns selbst hängt es ab, wozu es uns gereiche, zum Unheil oder zum Segen“. Wirth wägt gegeneinander ab, und er findet, daß die Schale, auf der der Segen ruht, wohl die schwerere, daß aber die andere doch schon zur Genüge mit Unheil belastet sei. Die Demokratisierung und Pipellierung des modernen Lebens, die Atomisierung der Gesellschaft und die Isolierung des Individuums: all dies scheint Wirth nicht zu gefallen — wenn er es auch nicht mit so klobigen Worten sagt. Allein so sehr ich auch die Stimmung zu würdigen weiß, aus der heraus diese Tendenzen des modernen Lebens mit Mißbehagen aufgenommen werden, so bekundet sie doch eine retrospektive Betrachtungsweise, die gewisse uns liebgewordene Normen der Lebensführung als fest und unverrückbar hinstellen möchte. Allerdings: ein Mensch, dem die ganze Erde Heimat zu sein vermag, der muß so Gesinnten als ein von der Scholle Gelöster, als ein Entwurzelter gelten. Aber so wie viele, die sich eigentlich stets nur in kleinen Stübchen ganz wohlgefühlt haben, sich doch an die größeren Räume einer neuen Wohnung rasch gewöhnen, wenn sie diese nur ihren Zwecken dienlich finden, so wird sich auch die Menschheit an den großen Raum der Erde gewöhnen, und dies namentlich mit Hilfe der Mittel des Verkehrs, denn dessen eigentliche Aufgabe ist es ja, die Erde „intimer“ zu machen, indem er trennende Räume überwindet.

*

Ein wertvoller anthropologischer Fund. Von einem naturwissenschaftlichen Funde, der für die Entwicklungsgeschichte des Menschen von außerordentlichem Werte werden dürfte, berichtete der Schweizer Anthropologe Professor Dr. Martin in der „Geographisch-Ethnographischen Gesellschaft“ in Zürich. Vor etwa Jahresfrist — im März 1906 — wurden in einem Kieslager bei Robenhausen (Kanton Zürich) einige Teile eines menschlichen Schädels gefunden, die von Professor Martin einer genauen Prüfung unterzogen wurden. Es sind Teile des Schädeldaches, die auf eine Länge von 162 Millimeter schließen lassen. Die starke Ausbildung sowohl des Stirn- wie des Hinterhauptknochens als auch die Kalottenhöhe (97 Millimeter) läßt auf einen rezenten, höchstens früh-postglazialen, etwa 50jährigen Menschen, wahrscheinlich einen Mann, schließen. Ganz offenkundig ist die Aehnlichkeit mit den früheren Funden von Mellen am Zürichsee und Lützelsee, wonach der Fund ein neuer Vertreter des kurzgesichtigen Rundschädels (Sinotypus) wäre. Nach den Ausführungen des Züricher Geologen Früh lag der Schädel fast an der Grenze der Grundwasserzone; nämlich in einer Tiefe von 1,6 Meter. Der Hügel, in dem er zum Vorschein kam, ist postglazialer Natur. Nach Heims Berechnung geht die Bildung dieses Hügels auf zwanzigtausend Jahre zurück, und so alt dürfte auch der Schädel sein.

*) Albrecht Wirth: Der Weltverkehr, aus: Die Gesellschaft. Sammlung sozialpsychologischer Monographien. Herausgegeben von Dr. Martin Buber (Frankfurt a. M., Rütten & Loening).